

# Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

## Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Lieber Graf, sie sind doch ein trefflicher Ehemann“, wandte sich der Letztere nach einer Pause wieder zu seinem Freunde und da Ghula noch immer schwieg, fuhr er unbefangen fort: „Ich begreife vollkommen, daß ein wahrer Heroismus dazu gehört, seine Frau allein auf dies wogende Meer hinauszulassen, doch Sie haben dafür die Genugthuung, daß Sie Ihrer verehrten Gemahlin einen wirklichen Gemüß bereiten.“

„Meine Frau tanzt sehr gern“, preßte der Graf hervor.

„Ich wundere mich, daß Sie nicht ihre Neigung theilen. So viel ich weiß, sind die Ungarn große Freunde des Tanzes und darin wahre Meister“, entgegnete der Marquis verbindlich.

„Das Erstere ist wohl war, aber ich gehöre zu den Ausnahmen“, war die Antwort Ghula's.

„Wie alle außerordentlichen Menschen“, versuchte der Franzose zu schmeicheln, diesmal blieb jedoch sein Bemühen wirkungslos; der Graf versank wieder in sein düsteres Schweigen und blickte verstoßen nach der Uhr, als könne er die Rückkehr seiner Gemahlin nicht erwarten.

Der Marquis gab sich den Anschein, als beachte er die Unruhe seines Freundes nicht, er plauderte harmlos weiter, bis dieser plötzlich hastig aufsprang und die Worte hervorstieß: „Kommen Sie, Marquis, meiner Gattin wird es unmöglich, uns in diesem Winkel zu finden.“

„Ach, daran dachte ich gar nicht. Sie haben Recht“, und der Franzose nahm mit lebenswürdiger Bereitwilligkeit seinen Arm und Beide durchwanderten mit großer Aufmerksamkeit die weiten Räume, um die Gräfin zu entdecken. Sie mußten wacker Stand halten, um sich durch das immer größer werdende Gewühl Bahn zu brechen. Von allen Seiten wurden sie geneckt, angesprochen und im Weitergehen behindert. Bald stellte sich ihnen eine Windmühle in den Weg und drohte sie mit ihren Flügeln niederzumahlen, bald flog ein übermüthiger Harlekin auf sie zu und drückte sein weißbestrichenes Gesicht an ihre Brust und dann flüsterte ihnen wieder ein Domino eine Neckerei in's Ohr.

Während sich der Marquis an diesem bunten, überlustigen Treiben außerordentlich ergötzte, vermochte der Graf kaum seine verdrießliche Stimmung

zu verbergen. Er verwünschte seine gutmüthige Ueberellung. Warum hatte er sich die Einwilligung zu einer solchen Thorheit abschmeicheln lassen! Seine von glühender Eifersucht erfüllte Seele quälten die unheimlichsten Bilder und Vorstellungen. Was konnte in diesem tollen Wirbel seiner Gattin alles begegnen! Warum fand er sie nicht? Wo war sie geblieben? — Einen einzigen Tanz hatte er ihr gewilligt, seitdem war schon eine Stunde verflossen und sie kam nicht wieder. — Immer heißer rollte das Blut zu seinen Schläfen; er hörte nicht auf die Scherzreden seines Begleiters, mit fieberhafter Unruhe drängte er sich durch die Reihen der Tanzenden und mit unruhig funkelnden Augen spähte er überall umher, in der Hoffnung, endlich die Verlorene zu entdecken. Dort wirbelte eine Ungarin mit einem französischen Schäfer lustig dahin — nein, das war nicht seine Gattin, das verrieth schon die stärkere und kürzere Gestalt. Aber jetzt tauchte aus dem bunten, phantastischen Knäuel wieder eine Ungarin auf und er hätte sie unter Tausenden heraus erkannt, das war die Gräfin. Einen solch' kleinen zierlichen Fuß, eine solch' schlank königliche Gestalt besaß nur seine Gemahlin. Sie wiegte sich am Arme eines Spaniers bei den Klängen einer wahrhaft bezaubernden Tanzmusik.

Der Graf preßte krampfhaft den Arm seines Begleiters. „Ach, das ist stark“, murmelte er ingrimig, „sie wollte nur ein einziges Mal tanzen und nun —“ er unterbrückte mit Mühe eine Verwünschung.

„Was wollen Sie? So sind die Frauen immer, wenn man sie erst von einem Vergnügen naschen läßt, kommen sie auf den Geschmack und können nicht mehr aufhören.“

„Ich hätte es von meiner Katharina für unmöglich gehalten“, leuchte der Graf, der in seiner furchtbaren Aufregung dem Marquis einen Einblick in sein gequältes Innere gestatten mußte.

„Dah, lieber Freund“, murmelte der Franzose, „folgen Sie meinem Beispiel, verachten Sie die Frauen und behandeln Sie dieselben wie ein Spielzeug, mit dem man einen Augenblick tändelt, an das man aber weiter keine Ansprüche macht.“

Zu jeder andern Zeit würde Graf Ghula eine solche Sprache empört haben, denn er hatte stets die höchste Meinung von den Frauen; heut, in seiner entflammten Eifersucht, fand er sie weit weniger abscheulich und seine Aufmerksamkeit war viel zu sehr auf die Tanzenden gerichtet, um die Ansichten des Marquis zu bekämpfen.



Was mag der Darsche sein, mit dem ... sprach er mehr für sich als zu seinem Freund gerichtet. Jetzt erst grüßte auch der Marquis den Tänzer und mit der den Franzosen eigenen Sorge für Außerlichkeiten hatte er sogleich die Einzelheiten seiner Kleidung bemerkt. „Das ist eine kostbare Maske“, flüsterte er dem Grafen zu: „Sehen Sie doch sein Schwert, es ist mit achten Diamanten besetzt und sein Gürtel funkelt von Juwelen. Die goldene Kette, die er um den Hals trägt, ist eine feine Arbeit und dieser stolze Spanier legt mindestens seine hunderttausend Louis zur Schau.“

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen, es sind gewiß falsche Juwelen“, entgegnete Ghula, der von dem tanzenden Paar kein Auge verlor.

„Rein, nein, darauf verstehe ich mich“, erklärte der Marquis mit großer Lebhaftigkeit: „diese Diamanten sind acht, sehen Sie doch das wunderbare Feuer, das sie ausstrahlen und bemerken Sie nicht, wie Alle diesen Prahler betrachten?“

Wirklich zog der Spanier selbst hier in diesem ausgewählten Kreise die Aufmerksamkeit auf sich und wie auch Jeder, dem es seine Maske irgend gestattete, seinen Reichtum zur Schau gestellt — der Spanier verdunkelte sie Alle durch den hohen Werth und die Kostbarkeit seines Schmuckes.

Graf Ghula fühlte sich durch die Bemerkung seines Freundes um so mehr beunruhigt; er hatte die Erfahrung gemacht, daß Glanz und außerordentliche Pracht auf die Frauen stets eine blendende Wirkung übt und wenn die Juwelen des Spaniers wirklich acht waren, dann fürchtete er das Schlimmste und seine aufgeregte Phantasie schuf sich bereits die furchtbarsten Schreckbilder von Trennung und Verrath.

Jetzt endlich war der Tanz beendet, der dem Grafen eine Ewigkeit gedünkt; der Spanier führte seine Tänzerin auf ihren Platz zurück und in wilder Hast drängte sich Ghula durch die Menge, um seine Gattin zu erreichen.

„Ah, Du hast prächtig Wort gehalten“, keuchte er mühsam hervor und legte seine wuthzitternde Hand auf ihre feine Schulter.

Sie konnte unter der Maske seinen Zorn nicht bemerken und entgegnete völlig unbefangen: „Als ich zurückkehrte, suchte ich Dich vergeblich auf dem alten Plage und deshalb glaubte ich —“

„Mich noch rüchhaltloser in den wilden Taumel stürzen zu können“, unterbrach er sie heftig. Sie blökte ihn mit ihren großen, dunkeln Augen nur verwundert an; hätte sie nicht die Larve geschüttelt, dann würde er gesehen haben, wie es um ihre Lippen zuckte, wie tief sie sich von dem Wort ihres Gatten beleidigt fühlte. Er gedachte jetzt selbst, daß er in seiner Aufregung zu weit gegangen war und setzte sich entschuldigend, hinzu: „Verzeihe mir, ich wollte Dich nicht kränken, aber Du glaubst nicht, wie ich all' Diejenigen beneide, die nur einen freundlichen Blick von Dir erhaschen“, und er sah sie dabei mit so verzehrenden, liebetrunkenen Augen an, daß sie dadurch völlig versöhnt wurde. Seine heiße Leidenschaft war es ja, die sie besonders an ihn gefesselt. Sie hatte immer davon geträumt, daß der Mann, dem sie einst ihr Herz schenkte, sie auch mit uner-

... leben, sie nur atmen sollte, und wenn jetzt auch die Schwärmerlei ihres Gemahls von unseliger Eifersucht gefärbt war, so nahm sie dieselbe dennoch ruhig hin, war sie ihr doch die beste Bürgschaft, wie es in dem Herzen ihres Mannes aussah.

Auch heut wurde die Gräfin durch seine ihr schmeichelhaft dänkende Erklärung rasch wieder umgestimmt, sie reichte ihm den Arm, schmiegte sich zärtlicher an ihn an und flüsterte ihm zu: „Fürchte nichts, ich habe ja doch nur Augen für Dich.“

Der Marquis hatte sich mit seinem Tact ein wenig zurückgehalten und als jetzt das Paar sich ihm näherte, berührte er mit keinem Wort den Vorfall; er sprach sogleich über das Fest, machte bald auf die, bald auf jene Maske aufmerksam und plauderte in seiner witzigen angenehmen Weise weiter, während sie gemeinsam wieder den Saal durchwanderten. Pflötzlich bemerkte der Graf, daß ihnen der Spanier beständig folgte und sein Argwohn erwachte von Neuem.

„Was will der Unverschämte, kennst Du ihn?“ fragte er hastig seine Frau, „mir ist als müßte ich ihn schon irgendwo gesehen haben.“

„Er hat mich zum Tanz aufgefodert, aber ich habe weiter kein Wort mit ihm gesprochen“, war ihre Antwort.

„Ich finde diese Zudringlichkeit unerträglich“, murmelte der Graf. „Komm, wir wollen uns in ein Seitengewach zurückziehen, um den lästigen Durschen los zu werden.“

Willig folgte ihm die Gräfin, auch der Marquis hatte beobachtet, daß ihnen der Spanier wie ihr Schatten folgte, er hätte sich jedoch eine Bemerkung zu machen.

Raum hatten sie ein Seitenzimmer erreicht, das ziemlich leer war, da erschien auch der Spanier, verbogte sich vor der Gräfin und bat mit leiser, noch dazu merkbar verstellter Stimme um einen Tanz. Die Gräfin dankte kurz und trocken, und da der Spanier trotzdem seine Bitte wiederholte, fuhr der Graf sogleich mit scharfem Ton dazwischen: „Meine Gemahlin hat Ihnen ja bereits erklärt, daß sie für die Ehre dankt, sie wird nicht mehr tanzen.“

Der Spanier verlor trotzdem nicht seine ruhige, vornehme Haltung; er verbogte sich höflich, aber anstatt sich ganz zurückzuziehen, blieb er im Zimmer, nahm in einiger Entfernung auf einem Sessel Platz und blickte unverwandt auf die Gräfin, die sichtlich durch dies seltsame Benehmen des Fremden beunruhigt wurde. Auch in den Adern des Grafen begann es zu kochen; je mehr er den Spanier betrachtete, je mehr war er überzeugt, daß sich ihre Wege schon einmal gekreuzt haben mußten. Seine Gestalt, seine Bewegungen, selbst die Stimme, obwohl sie absichtlich verstellt war, kamen ihm bekannt vor, weckten in ihm Erinnerungen und doch war er nicht im Stande, sich völlig klar zu machen, wen er vor sich habe.

„Lieber Marquis, finden Sie nicht auch ein solches Benehmen geradezu unverschämt?“ wandte sich der Graf halblaut zu seinem Freunde, daß es dem Spanier leicht war, seine Worte zu verstehen.



„Wir befinden uns eben auf dem Ball der großen Oper, wo es auch einmal den verschändigten Deuten erlaubt ist, Narren zu sein, und den Narren, es zu bleiben.“

Der Fremde schien diese Stachelreden nicht zu hören, seine Augen blieben fortwährend auf die Gräfin gerichtet, er hatte dabei die Arme untergeschlagen und verharrete ohne die leiseste Bewegung, in seiner bisherigen lässigen und bequemen Lage.

Der Graf wurde immer unruhiger, er vermochte es nicht länger auf seinem Sitze auszuhalten und flüsterte seiner Gattin zu: „Komin, Katharina, diese Zubringlichkeit ist unerträglich.“

War die Gräfin ein wenig ermüdet oder fühlte sie sich von dem seltsamen Benehmen des Fremden geschmeichelt — sie machte anfangs einige Einwendungen und sprach den Wunsch aus, noch hier bleiben zu können und erst als ihr Gemahl im leidenschaftlichen Ton wiederholte: „ich bitte Dich darum“, folgte sie seiner Aufforderung und wie er zu seinem steigenden Groll bemerkte nur mit Widerstreben.

Raum waren alle Drei in den Saal zurückgegangen, da rief der Marquis lachend: „Unser spanischer Schatten folgt uns.“ Der Graf drehte sich um und sah wirklich wenige Schritte hinter sich den Fremden. Im heftig auflodernden Zorn wollte er ihm entgegenzutreten und wegen seiner Unverschämtheit zur Rechenenschaft ziehen; aber seine Gemahlin hielt ihn zurück und sagte ängstlich: „Ich beschwöre Dich, Stanislaus, mache kein Aufsehen, führe keinen Streit herbei.“

Wohl ließ sich der Graf durch die lebhaften Vorstellungen seiner Gattin noch einmal beschwichtigen und blieb ruhig an ihrer Seite; trotzdem fühlte er sich heimlich gekränkt, daß sie an dem Benehmen des Fremden keinen Anstoß nahm, ja sichtlich daran Gefallen fand, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte und von seiner Gemahlin hatte er erwartet, daß sie solche plumpe Huldigungen ganz einfach verlegen würden. Statt dessen wandte sie mehrmals, wenn auch verstohlen, das schöne Haupt, um zu entdecken, ob ihr der freche Seladon noch immer folge. Das war zu viel für die leicht erregbare Eifersucht des Grafen.

„Kommen Sie, Marquis, wandte er sich zu diesem mit bebender Stimme: „Wir wollen die Gräfin einen Augenblick allein lassen und doch sehen, wie weit der freche Bursche seine Unverschämtheit treiben wird. Wir werden uns den Anschein geben, als ob wir zum Buffet gingen“, erklärte er seiner Gattin, indem er sie zu einem Sessel in einer Fensternische führte, „und Du magst uns hier erwarten.“

Noch eh' die Gräfin einen Widerspruch dagegen erheben konnte, hatte ihr Gemahl schon den Arm des Marquis genommen und sich mit ihm entfernt.

In seiner leidenschaftlichen Aufregung hatte sich der Graf nicht mehr in der Gewalt, er mußte seinem Herzen Luft machen: „Was sagen Sie, theurer Freund, zu einem solchen Auftreten?“ rief er sogleich.

Der Marquis wußte sehr gut, wo der Graf hinaus wollte, dennoch erwiderte er ausweichend: „Es ist ein unverschämter Gesell, doch bedenken Sie, daß wir uns auf einem Maskenball befinden.“

„Ich meine ihn nicht“, entgegnete der Graf mit steigender Heftigkeit, „aber kommt Ihnen nicht selbst das Benehmen meiner Frau verdächtig vor?“

„Um“, machte der Marquis.

„Seien Sie offen, lieber Freund“, drängte der Graf: „Würde der Mann diese Zubringlichkeit wagen, wenn sie ihn nicht durch ihr Benehmen dazu aufgefordert?“

In dem Herzen des Marquis jauchzte eine kostbare Freude; zum Glück schützte ihn die Larve, sein „theurer Freund“ konnte nicht bemerken, welches Gaudium er ihm bereitete. „Ich kann ihnen nicht unrecht geben“, zischelte er und seine Augen begannen unheimlich zu funkeln.

„Ach wie danke ich Ihnen“, unterbrach ihn der Graf, der in seiner blinden Leidenschaft eine wahre Genugthuung empfand, daß der Marquis seiner Meinung zustimmte.

„Ich muß gestehen, daß auch mir das Benehmen der verehrten Gräfin aufgefallen“, fuhr dieser ruhig fort, „ja wenn ich mich nicht sehr täusche, so muß zwischen ihnen ein Einverständnis aus früherer Zeit bestehen.“

„Marquis, ich bewundere Ihren Scharfsinn!“ rief der Graf, sichtlich erfreut, jemand zu haben, der ihm völlig Recht gab. „Der Spanier kommt mir bekannt vor. Ich muß ihn schon irgendwo gesehen haben, aber wo? darüber zerbreche ich mir vergeblich den Kopf. Ah, da ist er wieder!“ und der Ungar packte dabei den Franzosen so heftig am Arm, daß dieser kaum einen Laut des Unmuthes unterdrücken konnte.

Raum hatten sich die beiden Freunde etwas zurückgezogen, war der Spanier wirklich wieder der Gräfin näher getreten. Trotz der Entfernung konnte Ghula bemerken, daß sich der Fremde zärtlich über seine Gemahlin herabbeugte und die Glende erhob sich nicht einmal, sie blieb ruhig sitzen und lauschte mit sichtlicher Theilnahme auf sein Geplauder.

Der Graf stampfte wüthend mit dem Fuß den Boden, seine ohnehin leicht entflammte Eifersucht steigerte sich zur Raserei, mit bebenden Lippen stieß er eine heftige Verwünschung aus und ohne weiter auf seinen Begleiter zu achten, drängte er sich durch das Gewühl, um die Treulose so rasch wie möglich zu erreichen. Gerade sein rücksichtsloses Fortstürmen wurde ihm gefährlich. Von allen Seiten stellten sich ihm übermüthige Masken in den Weg und suchten ihn aufzuhalten, ein paar verwegene Zwerge mit furchtbar großen Nasen klammerten sich an seine Füße und hinderten ihn am Weiterschreiten, lustige Policinells bemächtigten sich seiner Arme und er hatte Mühe, die zubringlichen Masken von sich abzuschütteln.

(Fortsetzung folgt.)



## Mannichfaltiges.

Den Ehemännern, wie sie sind, wird im Londoner „Punch“ der Spiegel vorgehalten von einer Frau, die sie nur zu wohl kennt.“ Die Dame klagt zunächst über Folgendes: „Daß die Frauen nur geboren sind, um die Selaven der Männer zu sein — daß das Mittagessen in derselben Minute fertig sein und auf dem Tische stehen soll, wenn sie nach Hause kommen — daß eine Haube nicht so rasch aufzusetzen ist, als ein Herrenhut — daß eine Dame sich nicht in einer Minute ankleiden kann und daß der Mann diese Operation durch heftiges und wiederholtes Klingeln glaubt beschleunigen zu können — daß die Männer Alles besser machen wollen, vom Füttern der kleinen Kinder bis zum Feuerlöschen — daß ihnen nichts gut genug ist, und daß sie, wenn sie täglich frischen Braten vorgesetzt erhielten, sich wieder beklagen würden, daß nie kalte Küche auf den Tisch komme — daß sie das Alter der Damen viel genauer kennen als diese selbst — daß Mittagsschlafchen die Unterhaltung befördern sollen — daß eine arme Frau zum Weinen gebracht werden muß, wenn es einmal einem dummen Hemdenknopf einfällt, nicht auf seinem Posten zu sein — daß der Haushalt nicht ohne Geld zu führen ist und wenn wir uns unterstehen, etwas zu verlangen, mürrischen Mienen begegnen, „was machst Du nur mit all dem Gelde?“ oder „Du wirst mich noch zu Grunde richten“ — daß nie geschmeut werden darf oder gepußt, angestäubt, oder daß Alles ein Recht hat, zerbrochen oder verdorben zu werden, und doch ewig dauern soll — daß eine arme verlassene Frau nie, nie ein Vergnügen haben und immer, immer zu Hause bleiben soll und die Kinder hüten — daß der Wunsch, einmal das Theater zu besuchen, stets der sichere Vorläufer eines Zankes ist — daß die Töchter Musik, Buchführen, Literaturgeschichte, Tanzen und Alles lernen können ohne einen Lehrer — daß zehn Kinder nicht mehr kosten sollen als eins — daß kein Mann leben kann, ohne täglich seine Spielgesellschaft zu besuchen, und daß die Frau ihn, je weniger sie ihn sieht, um so mehr lieben soll, und daß es ein Vergnügen für uns sein soll, aufzukleben ihretwegen.“ — Unsere Correspondentin, sagt „Punch“, hält dies vorläufig für hinreichend und wir auch, behält sich jedoch vor, den Männern noch mehr „abzugeben“, wenn es nöthig werden sollte.

Den Gemeinderath soll man nach einem alten Recept zusammensetzen: 1) Aus einem Krämer, weil er Alles genau abwägt, 2) aus einem Instrumentenmacher, weil er immer andere Saiten aufziehen kann, 3) aus einem Schuster, weil er weiß, wo der Schuh drückt und wie gut Schmierstiefeln sind, 4) aus einem Schlosser, weil der immer Aufschluß geben kann, 5) aus einem Böttner, weil er Alles reiflich überlegt, 6) aus einem Wundarzt, weil er für jede Wunde das rechte Pflaster weiß, 7) aus einem Musikanten, weil er den rechten Tact trifft,

Druck und Verlag von Friedrich Max, redigirt unter Verantwortlichkeit von Emil Max in Bischofswerda.

8) aus einem Nagelschmied, weil er den Nagel auf den Kopf trifft, und 9) aus einem Weib, weil er, wenn er will, reinen Wein einschenken kann.

Die Meyelei in Thalmeising bei Regensburg wird immer grauenvoller. Vater und Bruder waren es, welche die arme Frau sammt ihren 3 Kindern und ihrem Manne massacrirten; der Antrieh war Rachsucht und Habgier. Sie wollten sich für ein verweigertes (falsches) Zeugniß rächen und 200 fl. erben, die der armen Frau nächstens durch Erbschaft zufallen mußten. Beide sind verhaftet. — Ein paar Tage später wurden zwei Bauern, die mit 800 fl. in der Geldlage auf den Viehmarkt nach Ingolstadt fuhren, in der Nähe von Bohburg vom Wagen geschossen und ausgeplündert.

## Literarisches.

Wir empfehlen vor Kurzem ein wichtiges Büchlein: „Das Wasserrecht“ nach gemeinem und Königl. Sächs. Rechte von Advocat Rißmann. Von dieser Schrift liegt schon jetzt nach kaum 3 Monaten eine um 17 Seiten vermehrte zweite Auflage vor. Neu aufgenommen sind die einschlagenden Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung, das Gesetz die Landesculturrentenanstalt betreffend, von 1861 und 1872 und manches Andere, wodurch die Brauchbarkeit wesentlich erhöht wird. Trotzdem ist der Preis derselbe geblieben; für 12 Ngr. ist das Buch in allen Buchhandlungen zu haben, auch in Ermangelung einer solchen von der Verlagsbuchhandlung von C. C. Reinhold & Sohn in Dresden gegen Einsendung des Betrages (in Briefmarken oder Postanweisung) portofrei zu beziehen.

Die Musikalische Welt. Monatshefte ausgewählter Compositionen unserer Zeit. Herausgegeben von Franz Abt & Clemens Schulze. (Vierteljährlich pro Ausgabe 16 Ngr.)

### Januarheft 1873.

Ein Klang- und sangreicher Liederfrühling schallt uns aus diesen reizenden Clavier- und Liedercompositionen entgegen, — ein Frühling, wenn auch ein vorzeitiger, desfalls aber ein nicht minder duftiger und blüthenreicher. — Mit Wohlgefallen lauschten wir den in Ausgabe A enthaltenen 6 Claviernummern Berceuse, Tyrolienne, Le Chant des Adieux, Lied ohne Worte, Dunkle Augen und Chanson à boire, so reich an melodischem und harmonischem Werthe und dabei von so gefälliger und leichter Form, daß sie auch der Kindergeübte ohne Schwierigkeit spielen kann. Von ungewöhnlicher Lieblichkeit und poetischer Schönheit erschienen uns die in den Ausgaben B und C gebotenen Lieder für hohe resp. tiefe Stimme, nämlich „Lebe wohl“ von Graben-Hoffmann, Mignon von Fr. Kullak, „Mein Herz bleibt stets dir nah“, von Franz Abt, Das taube Mütterlein von A. Schulz, „Du bei wie eine Blume“, von W. Taubert, „Trauer“, von R. Wegdorff und das hübsche Volkslied „Einen Brief soll ich schreiben“, von Fr. Behr. Von vorzüglicher Wirkung sind die beiden speciell für Bass geschriebenen Lieder „Beim Wein“, von G. Jansen und das ergreifende „Verbannt“, von A. Terschak. Eine Auswahl dieser Compositionen befindet sich in der auf vielseitiges Verlangen hergestellten gemischten Ausgabe D Clavierstücke und Lieder enthaltend, und bilden somit die ganze Serie, wie die einzelnen Hefte der „Musikalischen Welt“ für Monat Januar eine wahre nachträgliche Festgabe für Herz und Gemüth des deutschen Publikums, mit Berücksichtigung jedweder Richtung und Fähigkeit im Gebiete der musikalischen Kunst.

war  
seine  
schw  
diese  
in d  
endl  
zubr  
Mül  
liche  
Pipp  
hatt  
über  
Klag  
und  
fle v  
nahm  
einen  
abzu  
wurk  
mir  
Du  
tächt  
mit  
Eifer  
und  
zu b  
das  
baren  
zusam  
munft  
und  
seht  
er sic  
leibig  
nun  
Extre  
Knie  
und  
meine